

Für Irene und ihren Vater, den ich nie traf

Anmerkung des Autors:

Alle Personen sind frei erfunden. Jede Ähnlichkeit mit lebenden Personen ist Zufall und in keiner Weise beabsichtigt. Orte, Veranstaltungen und sonstige Ereignisse, die es tatsächlich gibt, dienen nur als Staffage, um eine gänzlich fiktive Handlung voranzutreiben.

Ich danke meinem Bruder Jörg, Michael Dee D., Jezz und Steffi, Mel M. und Angel für ihre Ermunterungen.

Impressum:

© 2014 Dirk Westphal

Korrektorat: Eckart Eisenblätter

Cover & Satz: Angelika Fleckenstein

Coverfoto: KI generiert mit MicrosoftDesigner

Druck und Distribution:

trdition GmbH

Heinz-Beusen-Stieg 5

22926 Ahrensburg

ISBN:

978-3-8495-7752-0 (Softcover)

978-3-8495-8259-3 (Hardcover)

978-3-8495-8168-8 (E-Book)

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek: Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar. Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus Informationen insbesondere über Muster, Trends und Korrelationen gemäß §44b UrhG (Text und Data Mining) zu gewinnen, ist untersagt.



Hauptpersonen:

Espinoza Tarom – *Marokkaner, Flüchtling, der nach Berlin kommt und zweifelhafte Dinge tut*

Romani Deutschlaender – *Banater Schwabe aus Rumänien, in einem Berliner Heim lebend, der für ein besseres Leben seiner Familie sorgen will*

Agneta „Agnieczka“ Deutschlaender – *Romanis Frau*

Andrea Deutschlaender – *Romanis Tochter, verliebt in Espinoza Tarom*

Jeff Albright – *texanischer Bauunternehmer, der mit „Gated Communities“ Geld verdienen will*

„Joe“ Joachim Groening – *Groening Mitte, Maschinenbauunternehmer, der seine Erbe bestellen will*

Jean Baptiste de Mattifould, *Börsenhändler*

Eugen Kranstorff – *Weltkriegsveteran und Berater von Joachim Groening*

Jürgen Dörrfeld – *ehrgeiziger Aufsteiger, der Groening ausbooten will*

Meinhard von Knierim – *Potsdamer Beamter, der das große Geschäft wittert*

Jens Rudelt – *homosexueller Rechtspopulist mit Aufstiegsfantasien*

Ibrahim – *kriminelles Mitglied eines arabischen Familienclans*

Magdalena Zwetkov – *39-jährige Bulgarin und Hausangestellte bei Jürgen Dörrfeld*

Paul van Orten – *Jungunternehmer, der über Romani Deutschlaender einen anderen Einblick in Flüchtlingsschicksale erhält*

Sylvia Reutlingen – *Maklerin und Paul van Ortens Freundin*

Wilfried Bedecker – *reicher Bewohner der Berliner Vorstadt*

Karla Marquardt – *Altaktivistin und Gegnerin der Gentrifizierung*

Veit von Greiffenhain – *Notar und Anwalt mit ambivalenten Interessen*

Samira – *15-jährige Syrerin, die im Bürgerkrieg ihre Familie verliert und nach Westen flieht*

Dirk Westphal

Die Gestörten

Roman

Im Zentrum von Damaskus, der syrischen Hauptstadt.

Der Tod kam schnell, vielleicht so schnell wie ein Lidschlag, aber daran konnte sich Samira später nicht erinnern. Das Einzige, das ihr in Erinnerung blieb von dem Moment, der ihre Eltern und Geschwister auslöschte, war ein Bild ihrer Spieluhr. Sie hatte sie gerade aufgezogen. Und die kleine Ballerina aus geschnitztem Holz oben auf der Spieluhr hatte sich gedreht. Die Melodie von „Schwanensee“. Aber das Spiel der kleinen mechanischen Uhr wurde übertönt von einem hellen Pfeifen. *Wuh-wuh-wuh*, das Geräusch wiederholte sich rasant schnell. Und je kürzer die Abstände zwischen den *Wuh-Wuhs*, desto näher war das Unheil. Hell und singend wie das Zirpen einer Techno-Zikade. Und als das Zirpen endete, ging die Welt und alles, was diese bis dahin für das 15-jährige Mädchen aus Damaskus bedeutet hatte, unter.

Stunden oder Tage später war Samira in einem Hospital am Rande der syrischen Hauptstadt wieder zu sich gekommen. Die Ärzte hatten zwei Granatsplitter aus ihrem linken Oberschenkel und ihrem rechten Arm entfernt sowie sechs kleine Glassplitter aus ihrer Gesichtshaut. Einer von ihnen hatte um Haaresbreite Samiras linkes Auge verfehlt.

Irgendwo in der Ferne bellten Hunde, draußen, außerhalb dieser weiß getünchten Flure. Samira blickte um sich. Ihr Krankenbett stand auf dem Flur des Hospitals, dabei hatte sie noch Glück gehabt. Einige der Patienten und Opfer des nun schon seit Monaten tobenden Bürgerkrieges lagen auf dem Boden, nur notdürftig mit Verbänden und Schmerzmitteln versorgt. Das Schreien und Stöhnen der Verletzten war allgegenwärtig und hallte von den Wänden wider, denn es fehlte an allem.

Am Ende von Samiras Bett stand ein Metallständer mit einem Tropf, von dem ein durchsichtiger Plastikschlauch zur Vene ihres rechten Armes führte. Samira richtete sich auf, sie musste auf Toilette. Als sie aufrecht saß, erfasste sie ein kurzes Schwindelgefühl, das jedoch schnell wieder verschwand.

Sie schob den Metallständer neben sich her und taperte über den Flur. Ihr geschwächter Körper zitterte, als sie schließlich auf der Toilette saß. Und dann erinnerte sie sich daran, was in der Zeit vor dem Krankenhaus gewesen war. Alle Bilder kamen zurück – mit der Wucht eines tonnenschweren Gewichts schlugen sie in den Erinnerungsregionen ihres Großhirns ein und schlugen dort Wunden, die ein Leben lang nicht verheilen würden.

Sie sah, wie ihre Puppe Pippaya in den Himmel stieg, hochgerissen von einem Luftsog, so stark, dass es ihr den Atem raubte. Und in der gegenüberliegende Ecke das erschrockene Gesicht ihrer Mutter, zeitlos eingefroren in einem Moment finaler Wahrfähigkeit, aufgerissen der Mund, staunend die Augen, himmelwärts gerichtet. Dann war ihre Mutter fort. In Teile zerlegt, als hätte der Allmächtige selbst beschlossen, das auseinanderzunehmen, was er einst schuf.

Finde Frieden, Mama!

Und Samira erinnerte sich auch, wie ihr Vater zu der Platte gelangte, auf der ein gebratenes Huhn gelegen hatte. Dann waren ihr Vater und das Huhn weg. Ebenso wie ihr kleiner Bruder und ihre Zwillingsschwester. *Findet Frieden!*

Auch das Zimmer dahinter mit all seinen Möbeln und Utensilien für ihr Abendmahl waren verschwunden. Weggesprengt, deformiert, umgeformt zu neuen Molekülverbünden. Am Fuße des vierstöckigen Wohnhauses am Rande der syrischen Hauptstadt wurde Tage später ein männlicher Fuß gefunden. Nur eine Genanalyse, die sich niemand in diesem Chaos aus Granatenregen und Maschinengewehrsalven leisten konnte, hätte feststellen können, ob der Fuß einst Samiras Vater gehörte. So wurde der Fuß des Namenlosen beerdigt.

Finde, wem du gehört hast!

Das alles hatte Samira Wochen später erfahren, als sie auf dem Weg aus dem Land ihrer Ahnen war, auf der Flucht – Richtung Europa. Aber diese Geschichte ist noch zu erzählen.

Berlin. Wenn Paul van Orten geahnt hätte, dass ihn sein Weg vom Maifeld am Olympiastadion zu einer Begegnung führen würde, die fortan einen nicht unerheblichen Teil seines Lebens bestimmte, ja, ihm eine gänzlich neue Wendung geben sollte, und dass diese von der allerbittersten Sorte war, er hätte aus dem Stand kehrtgemacht, wäre am Maifeld stehen geblieben, bei seinen argentinischen Groomern, die seine Polopferde umsorgten.

Und wäre es nicht möglich gewesen, durch das bloße Warten seinem Leben eine neue Wendung zu geben, so wäre es doch dazu gut gewesen, den unausweichlichen Moment hinauszuschieben, der alles veränderte.

Beschwingt von einem siegreichen Handicap, mit dem er alle anderen Polospieler auf die hinteren Ränge verwiesen hatte, machte sich Paul van Orten auf zu den Trailern, vor denen seine Pferdepfleger und Ponys standen. Van Orten, Sohn einer wohlhabenden Familie, Anfang 30 und ein erfolgreicher Start-up-Gründer, wollte sein Team belohnen. Denn sie hatten das Turnier gewonnen, und deshalb war es nur fair, so hielt er es, seit Jahren.

Eine kleine Belohnung zahlt sich immer aus, dachte van Orten, während er beschwingt vom Sieg seines Teams das weitläufige Maifeld, das die Nazis zu den Olympischen Spielen 1936 angelegt hatten, überquerte. Ein Nicken nach links, eines nach rechts, mit der Hand auf diesen und jenen deutend, so wie es amerikanische Präsidentschaftskandidaten machen, nach einer Rede, Kandidatur oder gewonnenen Wahl.

Van Orten grüßte kurz Heinrich Fortmann, einen bekannten Schauspieler, der im gegnerischen Team gespielt hatte und immer noch auf seinem Pferd saß, das nun langsam zum Rand des Spielfeldes trabte. „Eine gute Partie. Alle Achtung!“, rief Fortmann. Der Schauspieler grinste misslungen, als wenn es ihm schwergefallen war, das bessere Spiel der anderen anzuerkennen. Paul van Orten hob sein Cappie und Stick in die Höhe und nickte mit dem Kopf, wie es Großväter tun, wenn ihren Enkeln etwas gelungen war, und was sie vielleicht an ihre eigene Jugend zurückdenken ließ.

Orten konnte Fortmann nicht ausstehen, in seinen Augen war er ein gelangweilter Angeber, der auf allen seinen Schauplätzen nach Anerkennung lechzte. Er, Paul van Orten, würde ihm seine nicht zuteilwerden lassen. Er wandte seinen Blick wieder geradeaus, amüsierte sich darüber, dass ihm Fortmann nun wohl enttäuscht hinterherblicken würde, denn er meinte gesehen zu haben, wie der andere zu einer längeren Rede ausholen wollte. Dann hatte van Orten auch schon seine Trailer erreicht. „Kleiner Scheißer“, flüsterte van Orten und zog aus der rechten Tasche seiner Reithose einen kleinen malvenfarbenen Lederbeutel. Noch im Gehen öffnete er das kleine Bändchen, das den Beutel verschloss, und betrachtete amüsiert die Gesichter seiner Groomer, die ihm erwartungsvoll entgegenblickten. *Dasselbe Verhalten wie bei jungen Hunden, ein Pawlowscher Reflex, eine kleine Belohnung, schon fließt der Speichel schneller, Erweiterung der Iris, Gier!*

Was nun folgte, war eine sich jährlich wiederholende Prozession. Van Orten nahm für jeden seiner Groomer einen versilberten

US-Dollar aus dem Lederbeutel. Er legte sie ihnen jedoch nicht in die Hand, er schnippte sie ihnen zu, und sie waren gut beraten, die Münze nicht in den Pferdekot bei den Trailern fallen zu lassen. „Und nun noch diese!“ Van Orten letzter Dollar des Prägejahres 2013 flog in einer parabelförmigen Flugbahn zu seinem treusten und besten Groomer, Diego.

Van Orten, dessen Vorfahren im 18. Jahrhundert nach Preußen gekommen waren, um für die Hohenzollerndynastie dort gewinnbringend Sümpfe trockenulegen, und die später ein „o“ aus ihrem ursprünglichen Namen van Oorten getilgt hatten, verfolgte den Flug der Münze. Der Dollar drehte sich im gleißenden Licht der Berliner Augustsonne und landete mit Miss Liberty auf der Oberseite in Diegos Hand, was dieser mit einem unsicheren Lächeln quittierte.

Er ist ein Fänger, dachte Orten, und, *und wenn ich eine Frau wäre ...* „Danke, mein Herr“, sagte Diego und entblößte dabei eine wenig perfekte obere Zahnreihe. Van Orten störte es nicht.

„Ich tu’s gern, denn ihr habt gut gespielt und mir damit wieder sehr geholfen. Ach ja, räumt bitte noch auf, wir wollen doch alle früh zu Hause sein.“

Diego und die anderen Groomer nickten, es war eine geübte Crew, jeder beherrschte die nötigen Handgriffe perfekt.

Diego und die anderen vier Groomer wandten sich nun den Pferden zu, die nass geschwitzt waren. Van Orten nutzte den Moment, um einen flüchtigen Blick auf die enge Reithose zu werfen, die sich über Diegos überrunden Po spannte. Er hatte sie dem Groomer zu dessen 30. Geburtstag geschenkt. Natürlich hatte er nicht gewollt, dass dies unter den Männern allzu sehr für Verwunderung sorgte, deshalb hatte er sogleich angefügt, dass die Hose keineswegs neu war, sondern aus seinem Besitz stammte, eingeritten war. Eine Geste, die sich auszahlte, Loyalität schuf. Es zeigte, dass ihr *Patron* sie schätzte, so sehr, dass er etwas Persönliches weggab, in ihre Hände. Van Orten lächelte und erinnerte sich seiner Worte, mit denen er mögliche Eifersüchteleien in dem Team hatte klein halten wollen: „Männer, so eine Hose bekommt ihr alle mal, früher oder später. Aber diese hier ist für Diego, schließlich wird man nur einmal 30.“ Mit kurzem Wohlgefallen schaute er noch einmal auf die formvollendete Rundung von Diegos Hintern, die Hose saß perfekt, dann rief er sich zur Ordnung. Auch Gedanken benötigten

eine gewisse Disziplinierung, und es galt, sich nicht ablenken zu lassen.

Am anderen Ende des Maifeldes warteten bereits seine Eltern und einige Hunderte Zuschauer auf die Siegerehrung seines Teams, das von einem südkoreanischen Konzern gesponsert wurde, obwohl van Orten und seine Teamkollegen alle selbst genug Geld hatten, um ein Poloturnier zu bestreiten. Aber es wäre nicht *professionell* gewesen, es selbst zu tun, davon war van Orten überzeugt. Das Sponsoring gehörte einfach zu einem solchen Turnier, ebenso wie die Botschaft, die er selbst als einer der besten Spieler und damit als der von den Medien gefragteste Teilnehmer stets zum Besten gab: *Polo ist kein elitärer Sport für Reiche, sondern ein ästhetisches Ereignis für alle, die gerne einem rasanten Spiel mit Pferden folgen.* Dies war die Botschaft, die ihm seine Mutter Gloria eingetrichtert hatte, dutzende Male. Van Orten lächelte, wie recht sie doch hatte, in allem. Gloria van Orten war einfach besser als sein Vater Klaus, der zwar ein angesehener Unternehmer war und in Berlin mithilfe von Immobilienfonds erfolgreich Hunderte Millionen Euro in mondäne Wohnanlagen investiert hatte, aber der ansonsten ohne sie keinen Fuß vor den anderen bekommen hätte, davon war Paul van Orten überzeugt.

Lässig überquerte er das Maifeld in Richtung der Siegertribüne. Immer wieder kam er dabei an Freunden und Bekannten vorbei, die die losen Grasbüschel feststapften, die von den Pferdehufen hochgewirbelt worden waren. *Eine jener leidigen Routinen, die zu ertragen sind, aber guten Eindruck machen,* dachte van Orten, während er einigen bekannten Personen mit einem gewinnenden Lächeln Gruppenzugehörigkeit signalisierte. Hier ein Nicken, dort ein Gruß, es war eine Prozedur, die zu absolvieren war und zu denen er, Paul van Orten, stets einen gefälligen Gesichtsausdruck präsentieren musste. Denn er war nicht nur der Chef des siegreichen Teams, sondern auch der Sohn Glorias van Orten, die das Turnier jedes Jahr organisierte. *Immerhin nervt dieser Ansager nicht mehr.* Sie hatten einen Briten als Kommentator engagiert. Stundenlang hatte seine Stimme das weite Grün des Maifeldes mit einem aufgeregten Quaken überflutet, nun war Ruhe eingeleitet, die nur von dem leisen Dudeln irgendwelcher Fahrstuhlmusik unterbrochen wurde, deren Geräuschfetzen von den Lautsprechern am Rande des Maifeldes herangeschaufelt wurden.

„Hallo Paul, komm doch mal bitte, Pau-haul ...“ Seine Mutter rief, sein Vater winkte, und ob er wollte oder nicht, er musste zu ihnen. Angewidert musterte er die um seine Eltern herumstehenden Gäste. Die mit Gucci, Dolce e Gabbana und Versace hochgerüsteten Beauties. Am Rand des Spielfeldes, im VIP-Bereich, saß ein fett gefressener Typ, neben ihm drei junge Frauen, die auf ihren 14-Zentimeter-Stilettos kaum laufen konnten und die, weil sie ja irgendetwas tun mussten, durch ihre Einheitsformschöndesignerbrillen bemüht interessiert die neben ihren Stilettos liegenden Windhunde und Doggen musterten, deren windschnittige Ohren ebenfalls standardmäßig nach hinten geklappt waren. Der Zuhältertyp nervte van Orten, aber er beschloss, den Unbekannten zu ignorieren.

„Da haben wir’s wieder mal gepackt. War ein gutes Turnier“, sagte Paul, während er kurz seine Mutter umarmte, die ihn wie immer anstrahlte. Seinem Vater schenkte er ein kurzes Nicken, dann eilte er mit seinen Teamkollegen zur Siegerehrung. Von dem Prozedere um ihn herum bekam er kaum etwas mit, er dachte an Sylvia, mit der er heute Abend im „Adnaldi“ verabredet war, einem In-Restaurant in Charlottenburg, wohin sich so mancher verirrt, der sich unter Berlins *movern and shakern* wähnte. Paul van Orten spie das Wort in Gedanken fast aus. Es stammte aus dem Vokabular seines Vaters, so wie das Wort *Akteure*. Er hatte alle diese Worte Dutzende Mal gehört und er hasste sie, ihre Abgenutztheit, ihre Platttheit und die Beliebigkeit, mit der sein Vater inflationär von ihnen Gebrauch machte.

„Paul, was stehst du da noch rum, komm doch zu uns.“ Der Ruf seiner Mutter riss ihn aus seinen Gedanken, er hatte die lästige Siegerehrung gar nicht mitbekommen. Fast automatisch griff er sich an den Hals, um den herum nun das Band mit der Medaille hing, die ihm irgendeine der auf eine unheimliche Art gleich aussehenden und überaus hübschen Hostessen umgehängt haben musste. Natürlich hätte dies auch seiner Mutter in ihrer Eigenschaft als Organisatorin zugestanden, aber dies entsprach nicht ihrer Vorstellung von *Etikette*, wie sie ihm mal gesagt hatte. Es reichte, wenn die Anwesenden wussten, dass sie, die Ortens, die Dinge im Griff hatten. Es war müßig, dies auch noch durch Symbolik zu unterstreichen. Paul van Orten hatte genickt, als ihm dies Gloria gesagt hatte, wie klug und umsichtig sie doch war. Mechanisch glitt seine Hand an dem Band entlang, immer wieder. *Bloß weg hier*, dachte er, dann stieg er von dem kleinen Siegerpodest herunter und eilte

dem Ausgang entgegen. Er musste dringend auf Toilette. Als er sich in Richtung eines der WC-Container wandte, die für die VIPs hergeschafft worden waren, sah er, dass der letzte von ihnen bereits von einem Truck fortgeschleppt wurde. Er hielt kurz inne. Irgendwo, das wusste er, gab es in der Nähe andere Toiletten. Dann erinnerte er sich. Er war im Jahr zuvor kurz dort gewesen, als sich wieder einmal ein kurzes Nasenbluten eingestellt hatte, das ihn seit seiner Kindheit in aller Regelmäßigkeit überkam. Immer wenn er dachte, dies gehöre nun der Vergangenheit an, stellte es sich wieder ein. Nicht in Form eines kleinen Bächlein Blutes, aber in übersehbaren Tropfen, die in seinem Taschentuch endeten.

Paul van Orten lief zu dem großen dunklen Durchgang, der unter den Tribünen hindurchführte und das Maifeld mit dem Parkplatz außerhalb der Sportanlage verband. Dort gab es Toiletten, das wusste er. Er beschleunigte seinen Gang. Als er von dem sonnenlichtüberfluteten Spielfeld in das mit Muschelkalkplatten verkleidete Gewölbe einbog, dessen Inneres in Dunkelheit lag, war er zunächst orientierungslos. Er hatte stets Probleme, wenn sich die Lichtverhältnisse schnell änderten, zumal er fast nachtblind war. Er wartete einen kleinen Moment, damit sich seine Augen der Umgebung anpassten, doch es dauerte diesmal etwas länger.

Die an den Wänden, im Stile attischer Stadien montierten Leuchten, auf deren tellerförmiger Basis nicht sichtbare Leuchtmittel ruhten, verbreiteten lediglich ein diffuses Licht. Aus einem benachbarten Raum drangen martialische Geräusche, Hitlers Stimme. Langsam ging Paul van Orten auf den Raum zu, dessen Eingangssilhouette sich nun aus dem Dunkel herauschälte. Er verstand schnell, dass aus dem Raum kaum Licht herausdrang und warum ausgerechnet der „Führer“ an diesem Ort zu hören war. Im Hintergrund des Raumes flimmerte ein Dokumentarfilm. Er wandte sich an die Massen von Besuchern und Touristen, die alljährlich das Areal der Olympischen Spiele von 1936 besuchten und die der deutsche Staat nicht unbelehrt lassen wollte über die mit viel Symbolik befrachtete Architektur der Macht. Nach den Spielen von 36 war in der Anlage der „Helden“ der Weltkriege gedacht worden. Das wusste Paul van Orten, er hatte darüber gelesen. Als er noch darüber sinnierte, welche Funktion dabei dem Glockenturm zugefallen war, der sich einige Dutzend Meter über dem tonnenförmigen Gewölbe kühn in Berlins Himmel reckte, sah er plötzlich einen Schatten direkt auf sich zulaufen, mehr ein dunkler Fleck als ein Mensch, und doch war es einer.

„Hey, verdammt, passen Sie doch auf, Mann!“ Van Orten versuchte noch auszuweichen, aber es gelang ihm nicht mehr. Das Letzte, was er von dem anderen wahrnahm, war ein entsetzlicher, stechender Geruch. Der Schatten wuchtete ihn mit der Masse eines schweren Körpers um. Van Orten verlor das Bewusstsein.

Nahost. Mehr als 2000 Kilometer von Berlin entfernt.

Samira nahm die Auslöschung ihrer Familie als einen Auftrag, sie würde Damaskus verlassen, aber vorher galt es noch, einiges zu erledigen. Am Tag nach ihrer Entlassung aus dem Krankenhaus besuchte sie die Grabstätten ihrer Familie. Der Bruder ihres Vaters hatte mithilfe des Roten Kreuzes und des Roten Halbmonds die Reste von Körpern zusammengesucht, die wegen der Nähe zu dem Granateinschlag und wegen einiger Kleidungsreste ihren Familienmitgliedern zugeordnet worden waren. Dann waren sie in aller Eile und unter dem Jaulen immer neuer Raketen und Granaten auf einer Brache nördlich von Damaskus verscharrt worden. Eine Ödnis. Einige abgemagerte Hunde liefen über die frischen Erdhügel und hinterließen ihre Spuren. Der ausgemergeltste von ihnen wühlte mit den Pfoten im frischen Sand, dann hob er den hängenden Kopf und jaulte wie ein verirrter Wolf.

Immer wieder hatte die Rede des Imams unterbrochen werden müssen, weil von irgendwoher ein Geschoss oder eine Maschinengewehrsalve durch die Luft fegte. Allahu Akbar, Gott ist groß, erschallte es aus der Gruppe der Trauernden, zornig reckten sich Fäuste in den Himmel. Samira hatte das Gefühl, dass Gott sie verlassen hatte und auch alle anderen, die in Syrien wohnten. Noch einmal wagte sie sich in das zerschossene Wohnhaus, in dem sie groß geworden war, wo ihr Kinderzimmer gewesen war, wo sie mit ihrer Schwester und ihrem Bruder gespielt hatte. Aber dort war nur noch der Schrecken zu Hause.

Im Krankenhaus, am Tag nach ihrer Einlieferung und dem Schock über die Auslöschung ihrer Familie, hatte sie einen Albtraum gehabt. Mit schemenhaften Gestalten, die wisperten, etwas wollten und gierig danach verlangten. Nach einer Weile hatte sie geglaubt, aus dem Raunen Stimmen herauszuhören, fern, flüsternd und an sie gerichtet.

Trauer nicht, Samira. Denn dir ist aufgetragen, eine neue Welt zu finden, es ist deine Prüfung, aber fürchte dich nicht, denn du wirst sie bestehen!

Folge den Strahlen der untergehenden Sonne, dann erreichst du das Mittelmeer. Folge seiner Küstenlinie nach Norden, dann erreichst du die Türkei, folge auch hier wieder der untergehenden Sonne. Sie führt dich in das Land deiner Bestimmung.

Aber wie heißt dieses Land?, hatte Samira im Schlaf gerufen. Die Stimmen hatten ihr nur einen letzten Satz zugerufen: *Folge und vertraue, Samira!*

Und so war sie aufgebrochen, kurz vor dem Sonnenaufgang, mit zwei Kleidern und allem Nötigsten in einem kleinen Rucksack, und mit einem Kopftuch. Sie blickte in Richtung der nahen Berge, wohin sie von ihrem Vater einmal mitgenommen worden war. Es gab dort oben ein kleines Dorf, in dem die Menschen noch Aramäisch redeten, die Sprache Jeschua, den die Christen Jesus nannten. Ihren Vater hatte das Aramäische fasziniert. Dass sich eine Sprache so lange halten konnte. Und er erklärte vieles: Jeschua sei ein Prophet gewesen, so wie Mohammed, aber die Bibelschreiber hätten unrecht getan, Jeschua als Sohn Gottes zu bezeichnen. Dies sei lästerlich.

Samira erinnerte sich, dass ihr Vater bei den letzten Worten wütend geworden war, aber nur für kurze Zeit. Nun saß er irgendwo in Gottes Land. Samira weinte, schulterte ihren kleinen Rucksack und ging in die entgegengesetzte Richtung zur aufgehenden Sonne. Das war ihr Weg, ihre Bestimmung, und ihr Auftrag war klar. *Sorge dich nicht, Samira, denn du wirst nie allein sein.*

+++Nachrichtenagenturen melden: Russlands Präsident Wladimir Putin will die Winterspiele in Sotschi trotz Kritik an den horrenden Kosten zu einem Erfolg machen +++ Ein etwa 30 Meter großer Asteroid war in die Erdatmosphäre eingetaucht, aber wegen des flachen Aufprallwinkels wie ein Tennisball wieder fortgeschleudert worden +++ Formel-1-Weltmeister Sebastian Vettel schickte sich an, den Titel erneut zu holen +++

Auf der großen Uhr, deren schwarz-metallene Ziffern an dem Kalksandstein des Glockenturms am Berliner Maifeld haftete, waren seit dem Überfall rund 15 Minuten vergangen. Stöhnend kam Paul van Orten wieder zu sich. Sein Kopf schmerzte. Rührte dies nur von dem Sturz her, oder hatte ihm jemand eine Stange oder einen anderen Gegenstand auf den Kopf geschlagen? Er ahnte, dass

er dies wohl nicht so bald herausfinden würde, wenn überhaupt. Mit einem Ächzen raffte er sich auf.

„Kann ich Ihnen helfen, liegen Sie hier schon lange, sind Sie überfallen worden?“, fragte eine ältere Dame, die in einigen Metern Entfernung stand. Ihre Haltung verriet eine gewisse Unsicherheit darüber, was von dem sich gerade aufrappelnden Mann zu halten war. In Berlin gab es schließlich an allen Orten und Plätzen Leute, denen nicht zu trauen war. Aber irgendetwas an dem Mann ließ sie zu dem Entschluss kommen, ihm trauen zu können. „Ich kann meinen Mann herbeirufen, er hat eines dieser *Mobiletelefone* dabei, na, Sie wissen schon.“ Sie betonte dabei das Wort mobil wie etwas, das zugleich unangenehm, aber gleichwohl unverzichtbar war. „Nein, danke, mir geht es schon wieder ganz gut“, erwiderte Paul van Orten. Eine maßlose Übertreibung, denn sein Kopf schmerzte, als hätte er einen Hieb von Muhammed Ali oder Wladimir Klitschko eingefangen. „Ich habe Gott sei Dank selbst ein Telefon dabei.“

„Wenn Sie meinen“, sagte die Seniorin, deren Blicke ihn unge-
nert taxierten.

Van Orten griff an seine linke Gesäßtasche, in die er sein iPhone gesteckt hatte, aber es war nicht mehr da. Hektisch fingerte er über die rechte Gesäßtasche, in der er nur seinen Autoschlüssel ertastete, dann glitt seine Hand fahrig weiter, zur Brusttasche seines Hemdes, aber das Smartphone blieb unauffindbar. „Entschuldigen Sie, ich müsste wohl doch Ihren Mann bemühen“, sagte van Orten zu der älteren Dame.

„Klaus ..., kannst du mal kommen. Der junge Mann hier braucht unsere Hilfe! – und die wollen wir Ihnen doch nicht verwehren, armer Herr, was ist Ihnen da nur zugestoßen. Was heutzutage alles so passiert, ts ts ts. Einfach unglaublich.“

Van Orten hörte ihren Mann mit der Polizei telefonieren. Er schaute sich um, in diesem ramponierten Zustand konnte er unmöglich der Polizei gegenübertreten, ein van Orten bewahrte immer Haltung, selbst in haltlosen Situationen. Er musste sich frisch machen und seine Kleidung ordnen. Gegenüber von dem Kino-
raum, dessen Eingang er nun besser erkennen konnte, weil sich seine Augen an das Halblicht des Gewölbes angepasst hatten, lag ein öffentliches WC. „20 Cent“ stand auf einer kleinen Stellwand, die jemand dort abgestellt hatte. Bis zu dem WC waren es nur wenige Meter.

„Sie entschuldigen kurz, ich müsste mal ...“ Van Orten deutete in Richtung der Toiletten, die alte Dame nickte.

Draußen auf dem Maifeld waren die meisten Hänger, Trailer und Rover der Polocrews längst verschwunden, ebenso wie die Jaguar, Porsche Cayenne, Bentley und Aston Martin, die einige der VIPs und ein für seine Luxusmarke werbender Autohersteller am Rande des Maifeldes abgestellt hatten.

Van Orten hatte den WC-Trakt soeben betreten, als er in einem der über den Waschbecken montierten Spiegeln einen flinken schwarzen Schemen wahrnahm, der hinter einer sich schnell schließenden Toilettentür verschwunden war. Ein schwarzer Schatten mit einem stechenden Geruch. Van Orten stoppte kurz. Woran erinnerte ihn der Geruch noch mal. Es war tiefer Winter gewesen. Die Straße vor seinem Haus in Dahlem, dem feinsten Berliner Bezirk, waren nicht geräumt worden und spiegelglatt, hatte er seinen 911er Porsche in der Garage gelassen. Kurz hatte er mit dem Gedanken gespielt, sich ein Taxi zu rufen, aber die würden an einem solchen Tag auch zu lang brauchen. So war er zur U-Bahn gelaufen. Er wollte kurz ins KaDeWe, in die Feinschmeckeretage, es sollte ein Lobster werden, seine Mutter hatte Geburtstag, und er war ein begnadeter Koch.

Am Bahnhof Dahlem-Dorf war er in die U-Bahn gestiegen, er war allein, zumindest dachte er das. Hinter einer der brusthohen Wände, die die einzelnen Sitzgruppen voneinander trennten, hatte sich ein älterer Mann aufgerafft. Seine Wangen lagen hinter einem grauen Kräuselbart verborgen. Augen mit leicht gelblicher Färbung hatten van Orten neugierig gemustert. *Jeder Tag beginnt mit einer guten Tat*, hatte van Orten gedacht und war aufgestanden, um dem Alten etwas Geld zuzustecken. In diesem Moment hatte er den beißenden stechenden Geruch wahrgenommen, der den auf der Straße Lebenden derart zueigen ist, so wie es die feinen Düfte jener Gentlemen sind, die gerade aus einem Maßatelier an Londons feiner Savile Row kommen. Angeekelt hatte sich Robert damals von dem Stadstreicher abgewandt.

Er erinnerte sich jetzt an jedes Detail dieses Wintertages, als wäre er gestern gewesen. Nun also wieder so ein Geruch. Und hatte es nicht vor dem Überfall vor wenigen Minuten ähnlich gerochen? Van Orten musterte die Tür, dann bückte er sich, um unter ihr hindurchzuschauen. Hinter der Tür raschelte es, jemand brabbelte in der Kabine Unverständliches.

„Hallo?“ Van Orten sah, wie zwei schrundige Hände eine verdreckte Hose an ihrem Bund fassten und hochzogen, dann flog die Tür auf. Alles ging so rasend schnell. Van Orten sah einen Hünen, mit einem Gesicht wie das eines Menschen, der seit Anbeginn auf der Flucht ist und der nichts mehr zu verlieren hat. Zwei große, schreckgeweitete dunkle Augen, die trotz ihres Schrecks oder gerade deshalb von Brutalität und Entschlossenheit kündeten. Vielleicht weil ihr Besitzer nichts zu verlieren hatte. All dies dachte van Orten in den wenigen Sekunden, die für ihn wie in Zeitlupe vergingen und in denen der Mann in einem weit ausgreifenden Schritt über ihn sprang. Das Gesicht brannte sich ihm ein, es war osteuropäisch, mit einer langen Nase. Van Orten war auch sicher, dass diese Augen und diese Nase zu der Schattengestalt gehörten, die ihn umgerannt und um sein Smartphone erleichtert hatte.

Er gab das auch den Polizisten zu Protokoll, die wenig später am Tatort ankamen. Gelingweilt notierte einer der beiden Beamten van Ortens Schilderungen. Derart gelangweilt, dass van Orten sich nicht bemüht sah, im Anschluss noch ein „Danke für Ihre Mühe“, herauszupressen. Er drehte sich kommentarlos auf dem Absatz um und ging zu dem Parkplatz vor dem Glockenturm. Er brauchte nun dringend ein Bad oder eine kühle Dusche und ein Glas extra eisgekühlten Veuve Cliquots und die tröstende Hand seiner Freundin Sylvia. Die schlechten Erfahrungen wären in wenigen Tagen nicht mehr präsent. Selten hatte sich van Orten stärker getäuscht als in dieser Annahme.

+++ Der Bürgerkrieg in Syrien hat laut Uno-Beobachtern ein erschreckendes Ausmaß angenommen. Täglich fliehen mehrere Tausend Menschen Richtung Jordanien, Türkei und Ägypten +++ Über North-Dakota gingen fußballgroße Hagelkörner nieder. Meteorologen erklärten, das Phänomen habe nichts mit dem weltweiten Klimawandel zu tun +++ Im Büro von Papst Benedikt war spioniert worden. Nun schickte sich sein Nachfolger Franziskus an, die Kurie in Rom zu modernisieren +++

Berlin. Glockenturmanlage am Olympiastadion. Schwer atmend stand Romani Deutschlaender hinter einem Container. Er war einfach nicht mehr in Form, da hatte seine Frau Agneta recht, die dies in letzter Zeit immer öfter über ihn kundtat und dabei wenig Rücksicht auf sein Befinden nahm. Obschon, und das machte Romani

Sorgen, sie in letzter Zeit öfter über Schmerzen unter der Brust klagte. Aber dies spielte jetzt und hier keine Rolle. Romani musste zusehen, dass er ungeschoren aus der Sache herauskam. Vor wenigen Minuten hatte er diesen Typen in der großen dunklen Halle überfallen, ihn um sein iPhone erleichtert, und er hätte auch mehr genommen, wenn er nicht gestört worden wäre.

Eigentlich hatte er dies gar nicht geplant, aber der Mann war ihm ja quasi vor die Füße gelaufen, und was sollte man schon tun, wenn einem ein fetter Braten sozusagen aus dem Himmel in die Arme plumpste? Man griff natürlich zu, jeder in seiner rumänischen Heimat hätte dies getan, zumindest jeder, den er kannte. Romani Deutschlaender stammte aus der Gegend Rumäniens, in der die Banater Schwaben zu Hause waren, oder besser: was von ihnen noch übrig war.

Über Jahrzehnte hinweg, noch unter dem Despoten Ceausescu, waren viele von ihnen unter Verweis auf ihre deutsche Abstammung in die Bundesrepublik ausgewandert. Nicht wenige hatten dabei getrickst, denn sie hatten niemals einen deutschen Vorfahren gehabt. „Umpudeln“ hatte man das in seinem Dorf genannt. Woher der Begriff kam, wusste Romani Deutschlaender nicht, aber es hatte irgendetwas mit dem Pudel zu tun, der, neben dem deutschen Schäferhund, in seinem Heimatdorf quasi zum Hausstand gehört hatte, bis immer mehr Familien nach Deutschland gezogen waren und ganze Straßen leerer Häuser hinterlassen hatten, deren unverschlossene Fensterläden nachts ein schauriges Klappern durchs Dorf gejagt hatten, nachdem zuvor Plünderer in die Häuser eingestiegen waren und die Fensterläden unverschlossen hinterlassen hatten.

Romani hatte dies alles als Kind beobachtet, und ihm war klar geworden, dass dies ein Land des Wohlstands war, das Menschen dazu brachte, alles zu verlassen, was ihnen bis zu diesem Zeitpunkt heilig gewesen war. Auch als die ersten Familien wieder zurückkamen, mit einem VW-Golf und Kindern, die in Deutschland gezeugt worden waren, ließ Romani Deutschlaender die Überzeugung eines verheißenen Landes nicht mehr los. Deutschland zahlte für alle Kinder, es hatte Geld im Überfluss. Denn viele, die in Deutschland geblieben waren, überwiesen nicht unerhebliche Summen auf Konten ihrer Eltern und Großeltern. Dieses Land musste er erreichen, komme, was wolle. Es war Gewissheit und Bestimmung. In seiner Welt.

Nun stand Romani Deutschlaender hinter diesem Container am Glockenturm, der das dunkle Gewölbe überragte, in dem er den fremden Mann umgerannt hatte. Ein Polizeiwagen bog auf den Vorplatz ein, die Sirene war ausgeschaltet, nur das Blaulicht auf dem Dach des Einsatzwagens drehte sich. Aber das blaue Licht war nicht mehr als ein blinkender Reflex in dem gleißendem Licht, in das die im Zenit stehenden Sonne den Platz getaucht hatte. Zügig, aber nicht besonders in Eile wirkend verließen die Beamten den Wagen, einer hatte die Hand an das Halfter gelegt, in dem seine Dienstwaffe steckte, das sah Romani Deutschlaender genau.

Immer wieder schaute er auf die Uhr, die unterhalb des Glockenturms hing. *Was machen die da nur so lange?*, dachte er. Es pasierte lange Zeit nichts. Dann, es war mittlerweile eine halbe Stunde vergangen, sah er, wie sich langsam ein cremefarbener Fleck aus der Düsternis des Gewölbe herauschälte und die Konturen eines Mannes annahm. Das musste der Kerl sein, dem er etwas von seinem Reichtum weggenommen hatte, in gewisser Weise hatte er es sich zudem nur geliehen, eine Art Ausgleich für die Zeit bitterster Armut, die er als Kind erlebt hatte, als seine Großmutter einmal sogar laut darüber nachgedacht hatte, ihren Pudel zu schlachten, damit sie wieder mal an etwas Fleisch kamen. Denn in den Märkten der nächstgrößeren Kreisstädte hatte es lange Zeit, anders als in Bukarest, wenig außer leeren Regalen gegeben. Deshalb war es nur recht und billig, was er nun tat, er löste einen Scheck aus der Vergangenheit ein, so sah Romani Deutschlaender es, und so würde er es auch in Zukunft halten, wenn es ums Überleben ging. Die Deutschen selbst hatten nach dem großen Krieg sogar von einem katholischen Bischof die Erlaubnis bekommen, das von Feldern zu rauben, was sie selbst zum Überleben brauchten. Seine Mutter hatte es ihm erzählt, und sie hatte nie gelogen.

Romanis große, düster wirkende Augen weiteten sich, als er nun sah, was ihm alles entgangen war, weil er von diesem alten Pärchen gestört worden war.

Während Paul van Orten mit bewusst federnden Schritten den Vorplatz am Glockenturm überquerte, zog er einen elektronischen Schlüssel aus seiner Tasche. Mit einem Blinken seiner Lichter signalisierte sein 911er, dass er einsatzbereit war. Für Paul van Orten gab es kein besseres Auto. Der Porsche war *das* Auto schlechthin, das hatten schließlich auch alle seine Besitzer bewiesen, die sich deutlich teurere Autos hätten leisten können. Gunter Sachs etwa,